Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 106 (2012)
Heft: 2

Artikel: Was hat Landwirtschaft mit Care-Arbeit zu tun?
Autor: Dyttrich, Bettina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-390318

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bettina Dyttrich

Was hat Landwirtschaft mit Care-Arbeit zu tun?

Kochen, Putzen, Kinder betreuen, Kranke pflegen: Die feministische Ökonomie bezeichnet solche Tätigkeiten als Care-Arbeit. Anders als die industrielle Produktion kann die Care-Arbeit nicht immer effizienter werden, weil Beziehungen im Mittelpunkt stehen. Landwirtschaft und Care-Arbeit haben unerwartet viel gemeinsam. Doch die Care-Dimension der Landwirtschaft wird selten beachtet, obwohl die Probleme, mit denen Bäuerinnen und Bauern heute zu kämpfen haben, viel mit ihr zu tun haben: Auch die Arbeit mit Pflanzen, Tieren und Land kann nicht immer effizienter werden.

Teil 1: Die Arbeit der Bäuerinnen

In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts zog die Waadtlände Bäuerin Augusta Gillabert-Randin (1869–1940) Bilanz. Sie berechnete minuziös die Arbeit, die sie in den vergangenen dreissig Jahren als Bäuerin geleistet hatte – zumindest in einigen Bereichen. Es gehe ihr nicht darum, sich selbst zu feiern, schrieb sie in der Einleitung. Vielmehr wolle sie zeigen, dass das, was die Bäuerin zum Gemeinwohl beitrage, «ihren Schwestern in der Industrie, im Handel und in den Künsten» in nichts nachstehe.

Und sie rechnete: 23 400 Brote und 7890 Kuchen hatte sie gebacken, 2880

Poulets aufgezogen und für 15 000 Franken Eier verkauft, 9600 Stunden auf Märkten verbracht und dabei 78 000 Franken eingenommen, 56 990 Mahlzeiten serviert, 5950 Kilo Konfitüre eingekocht, 2800 Kilo Bohnen getrocknet, 494 Frauen- und Männerkleider geschneidert, 224 Paar Socken gestrickt und 200 Kinderkleidchen genäht.

Während der letzten neun dieser dreissig Jahre leitete sie auch noch den landwirtschaftlichen Betrieb, weil ihr Mann 1914 gestorben war.

«Die Umstände brachten mich an die Spitze eines Landwirtschaftsbetriebes von 22 Hektaren. Das war eine Zeit, die schwierig zu meistern war, aber die Erinnerung an sie tut mir trotzdem wohl, denn sie hat es den Bäuerinnen erlaubt, sich selbst zu übertreffen.» Im letzten Satz braucht sie den Plural – vielleicht um auch hier zu betonen, dass es ihr

nicht nur um ihre persönliche Geschichte geht.

Gillabert-Randin war eine Pionierin der Organisierung und Bildung der Bäuerinnen. Sie engagierte sich in einer der ersten Bäuerinnenorganisationen der Schweiz, der *Association des Paysannes de Moudon*. Von 1918 bis zu ihrem Tod 1940 war sie ausserdem journalistisch tätig. Sie schrieb über die tägliche Arbeit auf dem Hof genauso wie über Agrarpolitik oder das Genossenschaftswesen – und auch über Frauenrechte. Das führte zu Ärger: Die Zeitschrift «L'Industrie Laitière Suisse» druckte ihre Texte zwar ab, distanzierte sich aber mehrmals von den Positionen ihrer Autorin.

Auch im vorliegenden Text, den sie für «Le Paysan Suisse» verfasste, betonte sie, wie wichtig es sei, sich zu organisieren. Nur dank den Paysannes de Moudon seien die Waadtländer Bäuerinnen an der Saffa, der ersten Ausstellung für Frauenarbeit 1928 in Bern, präsent gewesen. Im Text ruft sie die Bäuerinnen dazu auf, es den Frauen aus Moudon gleich zu tun: «Je mehr das weibliche Element in der Landwirtschaft entwickelt sein wird, desto besser wird es der Schweizer Landwirtschaft gehen.»

Immer aufs Neue schlecht bezahlt

Feministinnen und Bäuerinnen haben scheinbar wenig miteinander zu tun. Bäuerinnen, so das Klischee, sind traditionsbewusst, altmodisch, tragen Tracht und wählen SVP. Bäuerin ist neben Hebamme meines Wissens der letzte Beruf in der Schweiz, der schon in der Bezeichnung über das Geschlecht definiert ist – und es ist kaum bekannt, dass es eine anerkannte Ausbildung zur Bäuerin gibt. So waren viele verwundert, als sich Christine Bühler, die neue Präsidentin des Schweizerischen Bäuerinnen- und Landfrauenverbandes, diesen Sommer positiv zum Frauenstreik äusserte. Am meisten ihre männlichen Kollegen.

Wer jedoch öfter mit organisierten Bäuerinnen zu tun hat, wunderte sich nicht. An der Tagung «Frauen in der Landwirtschaft» im Januar 2011 trafen sich an der Universität Bern Bäuerinnen und Verbandsfrauen aus dem ganzen deutschsprachigen Raum. Da reagierte zum Beispiel eine Zürcher Bäuerin heftig auf die Präsentation des Projekts «Schule auf dem Bauernhof», das Melanie Steinbacher von der Universität Innsbruck vorgestellt hatte: «Wo hängen wir diese schlecht bezahlte Arbeit wieder an? Wir tappen immer in dieselbe Falle: Wir suchen immer nach Erwerbsmöglichkeiten, und sie sind immer schlecht bezahlt.»

Das Unbehagen, das viele Bäuerinnen ausdrücken, ist begründet. Es gibt wohl keinen Beruf, in dem sich Erwerbsarbeit und Hausarbeit so untrennbar vermischen. Wenn eine Bäuerin an einem Vormittag zuerst die Kinder in die Schule bringt, dann einer Kundin im Hofladen etwas verkauft, anschliessend kurz im Hausgarten jätet, bevor sie mit ihrem Mann zusammen eine kranke Kuh behandelt, wechselt sie dauernd zwischen dem Bereich, der als Wirtschaft gilt, und jenem, der als Privatsache gilt, hin und her. Zwischen den beiden Bereichen besteht eine klare Hierarchie: Wertgeschätzt wird, was Geld bringt. «Wenn der Mann melkt, und das Haupteinkommen kommt aus der Milch, hat man das Gefühl, der Mann hat mehr geleistet», sagt eine Bäuerin im Film «Frauenbauer» von Rahel Grunder. Und in der landwirtschaftlichen Buchhaltung taucht der Haushalt nur als «Verbrauch der Familie» auf – also als Ausgabenposten.

Fast alle Bäuerinnen sind heute gezwungen, nach Erwerbsmöglichkeiten zu suchen – entweder auf dem Betrieb oder ausserhalb. Für sie gilt also das Gleiche wie für die Hausfrauen. Die Zürcher Historikerin Tove Soiland hat es so formuliert: «Die Gesellschaft konnte es sich gar nicht mehr leisten, dass die Hälfte der Menschheit für Haushalts- und Erziehungsarbeit zumindest teilweise freigestellt ist.»

Viele Frauen, die heute Bauern heiraten, sind nicht auf einem Hof aufgewachsen und haben eine Erstausbildung in einem anderen Bereich. Da bietet es sich natürlich an, wieder in diesem Beruf tätig zu werden. Dabei verdienen sie häufig mehr als ihre Ehemänner auf dem Hof.

Das stärkt das Selbstbewusstsein und die finanzielle Unabhängigkeit der Bäuerinnen. Aber es führt gleichzeitig oft ins Burnout. Denn, wie Tove Soiland sagt: «Dieselbe Arbeit, für die früher Frauen freigestellt waren, wird immer noch geleistet – irgendwann zwischen Feierabend und dem nächsten Morgen.»

Aufgeben was nichts einbringt?

Für die Bäuerinnen gilt das noch verschärft, weil sie ja eben nicht nur Haushalts- und Erziehungsarbeit leisten, sondern traditionell auch noch – wie wir bei Augusta Gillabert-Randin gesehen haben – Bäckerinnen, Schneiderinnen, Kleintierzüchterinnen, Marktfahrerinnen, Köchinnen und vieles mehr sind. Wenn sie dazu gleichzeitig noch auswärts arbeiten, reicht die Zeit nicht mehr für alles.

Was wird aufgegeben? Meistens das, was finanziell nichts einbringt: die Selbstversorgung – der Garten, die Kleintierhaltung, das Einmachen. Viele Bäuerinnen erleben dieses Aufgeben, das strukturelle Ursachen hat, als persönliches Versagen. Und oft sind es eigentlich auch sinnvolle und befriedigende Arbeiten, die aufgegeben werden. Wenn eine Bäuerin sie allerdings nur noch macht, weil sie glaubt, dazu verpflichtet zu sein, werden sie zur Belastung. Wahrscheinlich haben die meisten von Ihnen schon Subsistenzarbeit geleistet – zum Beispiel Konfitüre gekocht – und wissen, wie aufwendig das ist. Wenn ich dabei in Opportunitätskosten denke – also ausrechne, wie viele Gläser Konfitüre ich kaufen könnte, wenn ich meiner Erwerbsarbeit nachgehen würde, statt Konfitüre einzukochen –, höre ich schnell wieder auf damit.

Diesem Dilemma entkomme ich nur, wenn ich die Arbeit des Einkochens umdefiniere in ein Hobby. Und genau das machen viele Bäuerinnen. Die Berner Geografin Elisabeth Bäschlin hat das Freizeitverhalten von Bäuerinnen im Berggebiet untersucht. Dabei hat sie tatsächlich Frauen getroffen, die sagten: «Ich erhole mich nach dem Heuen beim Jäten.» Auch im Film «Frauenbauer» äussert sich eine Frau entsprechend: «Den Garten musst du als Hobby abbuchen, und wenn der Garten nicht dein Hobby ist, musst du keinen haben.»

Wenn die Subsistenzarbeit oder Betriebszweige mit einem gewissen Subsistenzanteil aber aufgegeben werden, hat das Auswirkungen auf die Landschaft und ihre ökologische Qualität. Die offensichtlichste ist das Verschwinden der Nutzgärten, es geht aber darüber hinaus: Hochstammbäume werden eher gefällt, wenn niemand mehr Zeit hat zum Dörren und Mosten, Hecken und vielfältige Waldränder verlieren ihre Wertschätzung, wenn niemand mehr ihre Früchte und Nüsse verarbeitet. Heute wird versucht, diesen Verlust mit ökologischen Direktzahlungen zu stoppen – die Resultate sind allerdings nicht sehr ermutigend.

Teil 2: Reproduktion in der Landwirtschaft – und in der Landschaft

Ich zähle die Arbeit in der Landwirtschaft zur Care-Arbeit, zumindest teilweise. Das klingt vielleicht seltsam. Aber um die deutsche Politikwissenschaftlerin Silke Chorus zu zitieren: «Care ist nicht die Produktion eines Produktes (Subjekt-Objekt-Verhältnis), sondern die Entwicklung einer Beziehung (ein Subjekt-Subjekt-Verhältnis).» Landwirtschaft besteht aus beidem: aus der Produktion von Produkten und aus der Entwicklung von Beziehungen – die Produkte entstehen durch Beziehungen. Es lässt sich vielleicht darüber streiten, ob die Beziehung einer Bäuerin zu einer Kuh ein Subjekt-Subjekt-Verhältnis ist – wenn

aber ein Subjekt-Objekt-Verhältnis daraus wird, ist das nicht nur ethisch fragwürdig, sondern bedroht auch die Gesundheit der Kuh. Hier liegt einer der entscheidenden Gründe, warum Arbeiten in der Landwirtschaft nicht endlos rationalisiert werden können: Es gibt Grenzen, wie viele Tiere eine Person aufmerksam betreuen kann.

Ein anderer Grund, warum Landwirtschaft mit Care-Arbeit zu tun hat, liegt in der Reproduktion. Die Reproduktion der Arbeitskraft ist auf dem bäuerlichen Betrieb viel direkter mit der Produktion verbunden: Beide finden am gleichen Ort statt, und ein Teil der Produktion wird direkt zur Reproduktion, nämlich zur Ernährung verwendet – zumindest dort, wo es noch teilweise Selbstversorgung gibt.

Die Reproduktion findet aber auch noch in einem viel grösseren Zusammenhang statt, nämlich als Reproduktion der Landschaft. Im deutschsprachigen Raum hat sich wohl der Alpenforscher Werner Bätzing am stärksten mit ihr auseinandergesetzt. Er schreibt: «Der Mensch muss seit dem Neolithikum seine Lebensgrundlage vermittels Veränderung der Natur erst selbst schaffen, er muss, in geografischen Begriffen ausgedrückt, die Naturlandschaft in eine Kulturlandschaft umwandeln und seine eigene, ihm gemässe Umwelt selbst produzieren, um leben zu können.

Da aber Ackerbau und Viehzucht als Menschenwerk künstliche Systeme sind, bleiben sie nicht aus sich heraus bestehen, sondern verfallen mehr oder weniger schnell, wenn der Mensch seine regelmässige Arbeit einstellt: Die Äcker, Wiesen und Weiden wachsen wieder zu, die Bewässerungs- und Entwässerungsgräben verfallen, und die Nutzpflanzenarten und Haustierrassen degenerieren. Aus diesem Grunde, eben weil die Kulturlandschaft (…) Kultur- und nicht Naturprodukt ist, stellt sich das Problem der Reproduktion in aller Schärfe: Die menschliche Produktion ist ohne Reproduktion bodenlos, oder anders ausgedrückt: Der Mensch kann nur dann produzieren, wenn er gleichzeitig sich selbst und seine Lebensbedingungen reproduziert.»

Grosse Höfe oder Kulturlandschaft?

Früher waren «schöne» Kulturlandschaften ein Nebenprodukt der Landnutzung, heute ist das nicht mehr so. Produktion von Nahrungsmitteln und Reproduktion der Landschaft fallen immer mehr auseinander: In den Leserbriefspalten der Bauernpresse tobt ein unendlicher Streit über Fragen von Landschaftsschutz, ökologischen Ausgleichsflächen und Biodiversität. Während die einen, die sich selbst «produzierende Landwirte» nennen, ökologische Massnahmen und Umweltvorschriften auf ein Minimum beschränken wollen, würden andere am liebsten das ganze Agrarbudget für diese Bereiche verwenden.

Im Berggebiet, wo das Gleichgewicht fragiler ist, ist die Reproduktion der Landschaft bis heute oft gemeinschaftlich organisiert: Mitglieder von Alpgenossenschaften sind verpflichtet, eine festgelegte Anzahl Arbeitstage im Jahr zu leisten, um Wege zu reparieren, Steine zusammenzulesen und Weiden zu entbuschen. Doch dort, wo Landschaftspflegearbeiten nicht unmittelbar notwendig sind für die Produktion, ist unklar, wer sie übernehmen und vor allem finanzieren soll: Wer pflanzt und pflegt Hecken, wer renaturiert Bäche und wer entschädigt den Bauern für das Einkommen, das er wegen der Renaturierung verliert? Pro Natura hat ausgerechnet, dass allein für die Biotoppflege doppelt so viel Geld ausgegeben werden müsste, damit Landwirtinnen und Landwirte an Naturschutzflächen gleich viel verdienen würden wie an konventionell genutzten Flächen. Ich glaube nicht, dass dieses Problem mit Geld allein zu lösen ist.

Vor allem dann nicht, wenn die Höfe immer grösser werden. Der US-amerikanische Landwirt und Autor Wendell Berry ist überzeugt, dass es auch beim «Betreuen» von Land – wie beim Betreuen von Tieren – eine kritische Grösse gibt, die nicht überschritten werden sollte: «Von Menschen genutztes Land muss mit Liebe genutzt werden; es benötigt intime Kenntnis, Aufmerksamkeit und Sorge [im Original ‹care›]. (…) Es gibt ein Verhältnis zwischen Augen und Hektaren, zwischen der Grösse eines Hofes und der verfügbaren Arbeitskraft, das stimmt.»

Teil 3: Subsistenz als Notwendigkeit

1999 reiste ich nach Sibirien. Russland war damals in einer heftigen Wirtschaftskrise. Doch die Infrastruktur funktionierte – nicht nur das Lebensnotwendigste, auch Theater und Museen. Immer wieder traf ich Lehrerinnen, Museumsmitarbeiterinnen und andere Menschen, die erzählten, dass ihre Löhne auf unter 100 Dollar im Monat gesunken waren oder ganz ausfielen. Trotzdem gingen sie weiter zur Arbeit. Die Leute überlebten, weil praktisch alle Gemüse und Kartoffeln anbauten.

Der deutsche Russlandkenner Kai Ehlers untersucht solche Subsistenzsysteme seit mehr als zwanzig Jahren. Obwohl sich die russische Wirtschaft nach dem Jahr 2000 wieder erholte und sich ein Teil der Gesellschaft an westlichen Konsumgewohnheiten orientiert, bestehen sie weiter: In Haus- und Datschagärten, die nur knapp sieben Prozent des bebaubaren Landes ausmachen, wurde 2006 die Hälfte der in Russland erzeugten Lebensmittel produziert.

Im Dezember 2008, mitten in der Finanzmarktkrise, reiste Ehlers wieder einmal nach Russland: «Ich war aufs Äusserste gespannt, wie Russland (…) auf die Krise reagieren würde. Auf der Fahrt vom Flughafen in die Stadt erlebte ich meine erste Überraschung. Als ich den Fahrer, der mich vom Flughafen abholte, fragte, wie er zur Krise stehe, antwortete er: «Kein Problem, Kartoffeln haben wir immer.»»

Am Ende des Buches kommt Ehlers zur Schlussfolgerung: «Real macht die russische Entwicklung deutlich, dass weder das eine – Sozialismus traditionellen Typs – noch das andere – Kapitalismus in seiner gegenwärtigen Form – eine zukunftsfähige Option ist. Die Zukunft liegt vielmehr in der Wechselbeziehung zwischen industrieller Fremdversorgung und Formen der Selbst- und Eigenversorgung, die den Bedarf des Menschen ins Zentrum stellt, statt wie bisher den Profit.»

In einer ernsthaften Wirtschaftskrise verändert sich die Bedeutung der Subsistenz. Denn die Rechnung mit den Opportunitätskosten – ich kann mehr und billiger Konfitüre bekommen, wenn ich sie kaufe, statt sie selbst einzukochen – stimmt in der Krise für viele Leute nicht mehr. Entweder weil sie keinen gut bezahlten Job mehr haben oder weil es keine Konfitüre in der gewünschten Qualität mehr zu kaufen gibt.

Ich habe immer die Position vertreten: Wir brauchen wieder mehr Handarbeit in der Landwirtschaft und in der Lebensmittelproduktion, um uns auf die Zeit vorzubereiten, wenn es keine billige Energie mehr gibt. Vielleicht brauchen wir sie aber schon vorher, weil uns das immer anfälligere Wirtschaftssystem nicht mehr versorgt. Diesen Sommer sagte eine griechische Aktivistin zu mir: «Viele Leute in Griechenland haben Angst, auf die Krise zu reagieren, weil sie sich fragen: Werde ich noch zu essen haben?»

Auf meine Frage, ob sie nicht etwas gar pessimistisch sei, sagte sie, es gebe jetzt schon alte Leute in Griechenland, die sich entscheiden müssten, ob sie gutes Essen oder Medikamente kaufen, weil es nicht für beides reiche. Mit den gegenwärtigen Sparprogrammen ist es absehbar, dass in vielen Ländern Europas breite Schichten verarmen. Damit

wird das russische Modell der Nahrungsversorgung auch hier aktuell.

In Westeuropa ist in den letzten Jahren das Interesse am Gärtnern gestiegen: an Gemeinschaftsgärten, interkulturellen Gärten, mobilen Projekten wie den Prinzessinnengärten in Berlin, wo alles in Säcken und Kisten wächst, aber auch an «ganz normalen» Haus- und Schrebergärten. Gemüseaboprojekte boomen in der Westschweiz schon seit der Jahrtausendwende, seit zwei Jahren entstehen auch in der Deutschschweiz laufend neue Projekte.

Sie entstehen nicht aus der Not, sondern aus dem Bedürfnis, einen Bezug zur eigenen Ernährung zu bekommen. In vielen Gemüseaboprojekten verschwimmt die Trennung zwischen KonsumentInnen und ProduzentInnen, alle beteiligen sich an der Planung und an der Arbeit auf dem Feld. Ein Beispiel für ein solches Projekt mit hohem politischem Anspruch ist die Genossenschaft Ortoloco in Dietikon bei Zürich. Die GenossenschafterInnen verstehen Ortoloco als Teil eines Versorgungsnetzes, das ein Stück weit unabhängig vom Kapitalismus machen soll. Arbeit wird als Vergnügen organisiert, zum Beispiel liessen sie diesen Frühling das Umgraben der Felder von einer Liveband begleiten.

Diese Modelle sind unter anderem auch Versuche, das erwähnte Arbeitsproblem in der Landwirtschaft anders zu lösen. Da nicht jede Arbeitsstunde bezahlt werden muss, reduziert sich der permanente Zeit- und Lohndruck, der gerade im Gemüsebau sonst herrscht, und die Fachkräfte – ohne die auch Projekte wie Ortoloco nicht auskommen – haben deutlich mehr Freizeit und einen besseren Lohn als branchenüblich.

Die ArbeiterInnen im Weinberg

Ich kenne auch einen Weinbaubetrieb, der ähnliche Wege geht. Die Weinernte bietet sich für Arbeitseinsätze an, denn die Arbeit ist nicht besonders streng, braucht kaum Fachwissen und findet nur bei trockenem Wetter statt. Da die Beteiligten gut mit Menschen in der Stadt vernetzt sind, sind immer genug Interessierte da, die mithelfen wollen.

Geerntet wird meist sechs bis sieben Stunden im Tag, da die Winzer nachher noch den ganzen Abend im Keller weiterarbeiten müssen. Am Mittag findet im Weinberg ein grosses Gelage mit Risotto, Fleisch und Weindegustation statt. Kinder und alte Leute sind willkommen, auch wenn sie langsam arbeiten. Wer nur einen oder zwei Tage mithilft, bekommt zum Dank ein paar Flaschen Wein, regelmässig Mithelfende zusätzlich sechzig Franken pro Tag.

Hier geschieht eigentlich das Gleiche wie bei den gärtnernden Bäuerinnen: Arbeit wird in ein Hobby umdefiniert. Im beschriebenen Fall finde ich das aber völlig in Ordnung, denn beide Seiten bekommen, was sie wollen. Das zeigt sich auch daran, dass der Betrieb nie Schwierigkeiten hat, HelferInnen zu finden. Es gibt sicher auch problematischere Arbeitsformen im alternativen Landwirtschaftssektor – man braucht nur die Inserate in der alternativen Zeitschrift «A-Bulletin» zu studieren. Wo hier genau die Freizeit in die Ausbeutung kippt, ist schwer zu sagen.

Diese Modelle halte ich für sinnvoll und noch ausbaufähig. Sie sind aber in erster Linie für jene Bäuerinnen und Bauern eine Option, die gut mit städtischen, ökologisch bewussten Menschen vernetzt sind – also für eine Minderheit. Wer den Rest der Care-Arbeit für Landwirtschaft und Landschaft übernimmt, der noch stark wachsen wird, wenn die Energie knapp wird, ist unklar.

Was Tove Soiland über die Hausarbeit schreibt, gilt auch für die Landwirtschaft: «Wenn die ganze Arbeit, die die Frauen früher gratis gemacht haben, zu Lohnarbeit werden soll, gibt das so viele ökonomische Widersprüche – das ist meines Erachtens im Rahmen der kapitalistischen Produktion nicht lösbar.»

Vortrag, gehalten an der Tagung «Wovon leben wir?» der Fachfrauen Umwelt (www.ffu-pee.ch) am 28. Oktober 2011 in Zürich. Bettina Dyttrich ist WoZ-Redaktorin und viel unterwegs in Berg und Tal und Dorf und Hof (bdyttrich@woz.ch).